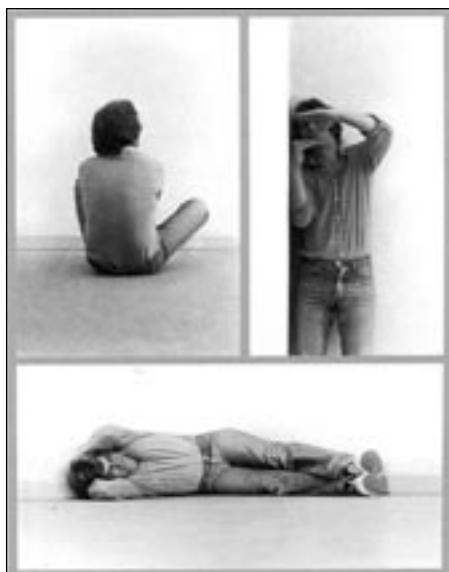


Anna Elisa Heine

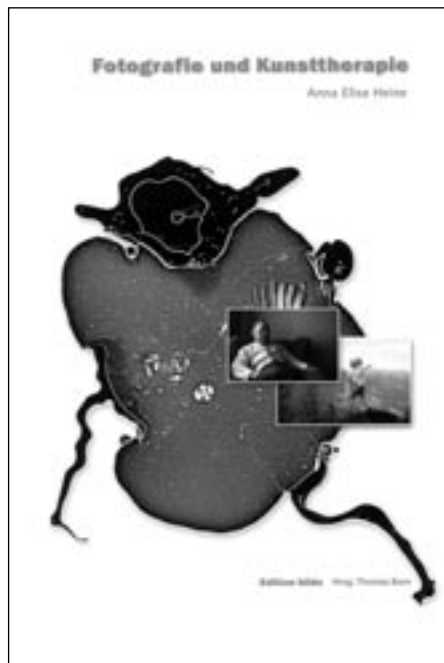
»Fotografie und Kunsttherapie«

Format 21,5 x 15,2 cm, 135 Seiten
 Herausgeber: Thomas Born, Vorwort: Karl-Heinz Menzen
 Edition bildo 2009, Euro 23, 80
 ISBN 978-3-00-028242-3

Fotografie und Erinnerung, Fotografie und Wahrnehmung, Fotografie und Ausdruck – das alles sind Themenkomplexe, die sich aus weit mehr Perspektiven betrachten lassen als denen der Kunst-, Medien oder Fotogeschichte. Zum Beispiel berührt das Thema Fotografie ganz wesentlich die Psychologie, die Neurologie. Roland Barthes spricht davon, auch Susan Sonntag und – um das Trio voll zu machen – Walter Benjamin. Als Fotophiler weiß oder besser ahnt man, welche Wirkung von einem Bild ausgehen, welche Wirkung der Akt des Fotografierens selbst entfalten kann. Die Düsseldorfer »Schule für künstlerische Fotografie« bietet entsprechend einen Kurs zum Thema »Memory« an; das nur, um anzudeuten, wie selbstverständlich im Bereich der Fotokunst das Thema Erinnerung längst usurpiert worden zu sein scheint. Die Erforschung und Deutungshoheit der vielen Wirkungen der Fotografie wurde dabei meist der Fototheorie überlassen. Als ob es so einfach wäre.



Raum



Buchcover

Umso interessanter das kürzlich publizierte Buch »Fotografie und Kunsttherapie« der Fotografin, Künstlerin und Kunsttherapeutin Anna Elisa Heine. Sie nähert sich der Fotografie gleich aus mehreren Richtungen und macht noch einmal deutlich, dass Laszlo Moholy-Nagy so Recht hatte, als er 1925 schrieb, derjenige, der Fotografien nicht lesen lerne, sei der Analphabet der Zukunft. Mehr denn je ist man sich heute darüber im Klaren, dass Bilder Botschaften vermitteln, die wir lesen lernen müssen. Verwiesen sei nur an das Buch *The Da Vinci Code* (2003), zu Deutsch: *Das Sakrileg*, von Dan Brown, 2006 mit Tom Hanks in der Rolle des Symbolologen Robert Langdon verfilmt. Der Erfolg des Buchs und dessen Verfilmung entspringt einer Faszination am Rätsel Bild und dem breiten, gesellschaftlichen Bedürfnis, Botschaften und Bildwirkungen ernst zu nehmen, sie zu entschlüsseln. Das gilt auch für die Fotografie. Wenig Wunder nimmt es also, wenn der Kunsttherapie zunehmend Beachtung geschenkt wird. Dass in der Kunsttherapie auch und gerade die Fotografie eine wichtige Rolle spielen kann, wurde in Deutschland – im Gegensatz zu Amerika – lange übersehen. Wie die Fotografie zur Heilung von Menschen beizutragen vermag, beschreibt Heine mit erfahrungsreicher Feder.



Passbilder

Auf vier Arten, Fotografie therapeutisch einzusetzen, nimmt Heine Bezug: 1. lassen sich etwa alte Familienfotos nutzen, um »Zugang zu Zeiten und Räumen [...], die außerhalb der unmittelbaren Therapiewirklichkeit liegen« zu bekommen. Der Klient/die Klientin betrachtet das Foto einer Person und gerät unweigerlich in den Kontext damaliger Gefühle und Erfahrungen. Schon die Reihe der Passbilder eines Menschen in unterschiedlichem Alter kann Erinnerungen an Lebensphasen unmittelbar wachrufen. Wie oft sagt man nicht von einem Bild: »Das bin ich mit x Jahren«, anstatt: »Das ist ein Foto von mir, als ich x Jahr alt war«?; 2. kann der Klient/die Klientin selbst fotografieren. Dann spielen Fragen wie »wer, was, wann, wo, für wen, mit wem«, also bewusste Entscheidungen, vielleicht noch eine größere Rolle als in der Malerei und lassen sich gezielt hinterfragen. Aber auch das Zufällige und Fehlerhaft einer Amateuraufnahme kann zum »Tor ins Bild« werden, wie Heine schreibt; 3. kann der Klient/die Klientin Fotocollagen aus vorhandenem Bildmaterial erstellen und so neue Kontexte aus der Masse der bereits vorhandenen Bilder herausfiltern; 4. schließt Heine das Experiment in der Dunkelkammer in ihre Kunsttherapie ein.

Für den Fotografen oder Fotophilen birgt die Lektüre eine Reihe von Erkenntnissen darüber, wie sich Erinnerung, Wahrnehmung und Ausdruck in fotografisch erzeugten Bildern manifestieren und dass Fotografien trotz allem Know-how stets zwischen Bewusstheit und Unbewusstem schweben und die Arbeit in der Dunkelkammer zur Metapher werden lassen für das Abtauchen in persönliche Formen der Erkenntnis vorm Bild. Heines Buch fordert eine Re-Lektüre der Fotografien, die man längst zu kennen meint.

Miriam Halwani